

Die Frau des Rendanten.

Kriminal-Roman von A. D. Kraußmann.

(13. Fortsetzung.)

Wahrscheinlich hatte es ihn auch in das Reich der Träume begleitet; denn seine erste bewusste Geistesregung beim Erwachen war ein Gedanke an den Roman, dem er die Gunst seiner ersten belächelnden Unterredung mit Martha Winter zu danken gehabt. Als er sich nun erinnerte, daß er den zweiten Band dieses Wertes ja noch immer in seinem Bureau verwahrt, weil es in den furchtbaren Aufregungen der letzten Tage selbstverständlich weder Martha noch Hermine eingelassen war, ihn zurückzufordern, kam ihm mit der Pflichterfüllung einer glücklichen Zufallsbegegnung ein großer Entschluß.

In so fröhlicher und unternehmender Stimmung, wie er sie seit langem nicht gehabt hatte, begab er sich an sein Tagewerk, nachdem er zuvor eine ganz besondere Sorgfalt auf seine schneidenden stets tadellos Toilette verwendet hatte. Und als der Glöckenschlag der zwölften Stunde den Beginn der mittägigen Arbeitsunterbrechung angekündigt hatte, entnahm er seinem Kasten den sauberen eingeschlagenen Romanband und begab sich mit ihm nach der Winter'schen Wohnung hinüber.

Das Dienstmädchen, dem Frau Hermine übrigens noch immer nicht getraut hatte, öffnete ihm die Thür und erwiderte freundlich seinen Gruß, da sie ja von seinem früheren Auswahlgewand nur noch immer auf einem ziemlich verstaubten Fuffe mit einander standen. Als er mit gedämpfter Stimme fragte, ob sie ihm wohl eine Möglichkeit verschaffen könne, Fräulein Winter unter vier Augen zu sprechen, nickte sie verständnisvoll und öffnete ihm eine der in den Korridor ausmündenden Thüren.

Das Fräulein hat in der Küche zu thun, und wird in den nächsten fünf Minuten wohl noch nicht abkommen können. Aber wenn Sie nicht gerade was Wichtiges verfahren, können Sie ja hier in ihrer Stube auf sie warten.

Barthel versicherte, daß er's durchaus nicht eilig habe und trat ein. Mit einer beinahe andächtigen Empfindung sah er sich in dem einfach aber freundlich und gefällig eingerichteten Stübchen um, das für ihn den interessantesten Raum in der ganzen Welt bedeuete, da ja jeder Gegenstand darin irgend eine nahe Beziehung zu der Person des geliebten Mädchens hatte. In der Ecke am Fenster stand unter dem wohlgefüllten Bücherregal ein kleiner Schreibtisch, der seine besondere Aufmerksamkeit erregte, da er sich vorstellte, daß Martha hier wohl den größten Theil ihrer Zeit zubringen mochte. Auf den Fußstapfen trat er zu dem aus gewöhnlichem Nußbaumholz in kunstlosen Formen gefertigten Möbel und streifte es ängstlich, wie ein lebendiges Wesen, eines der Schiebegerüste war ein wenig geöffnet, und bei dieser Wahrnehmung schob es wieder blitzartig durch Barthel's Hirn: "Dies ist die erste Gelegenheit, das Geld in ihren Besitz zu bringen, ohne daß sie den Absender errathen könnte. Ja doch die nicht ungenüßig vordringen lassen, denn nie wird sich mir eine günstigere darbieten."

Er horchte ein paar Sekunden lang mit äußerster Anspannung seiner feinen Sinne. Und dann, da draußen alles still blieb, rief er mit zitternden Fingern sein Portefeuille aus dem Brustfasse, entnahm ihm den zusammengefalteten Tausendmarktschein und zog die Schieblade behutsam auf. Er sah, daß sie mit Briefen und Papieren angefüllt war und steckte die Bannoten zwischen die untersten Schriftstücke, so daß nur ein kleiner brauner Zettel hervorkam.

„Sie wird sie nicht folgen finden“, dachte er, „vielleicht erst nach einigen Tagen. Und dann wird sie trotz aller Kopfzerbrechens nicht mehr herausbringen können, weil sie dorthin gelegt hat.“

Neuerlich zufrieden mit seinem genialen Einfalle, brachte er die Schieblade wieder genau in denselben Zustand, in dem er sie gefunden. Aber er hatte die Hand noch an dem kleinen Bronzegriff, als ein leichtes Geräusch wie von dem Öffnen einer Thür ihn erschrocken zusammenschrecken ließ. Mit einer blitzschnellen Bewegung schaute er dem Schreibtisch den Rücken zu und trat ein paar Schritte von ihm hinweg. Martha stand auf der Schwelle; aber er war sicher, daß sie nichts gesehen hatte.

„Das Mädchen theilt mir mit, daß Sie mich zu sprechen wünschen, Herr Barthel“, sagte sie mit einem leichten Klang von Befremden in der Stimme. „Aber es war eine Ungeheuerlichkeit, daß Sie hier heringeht, wenn Sie mich nicht in das Wohnzimmer hinübergehen, wo sich auch meine Schwägerin befindet?“

„Ja, bitte um Verzeihung“, wandte er bescheiden ein, „aber ich möchte Frau Winter nicht belästigen. Es wäre mir etwas peinlich, ihr gegenüberzutreten. Ich will Sie ja auch

nicht lange aufhalten, Fräulein Winter, denn ich kam nur, um Ihnen mit meinem besten Dank das geliebte Buch zurückzugeben.“

Mit einem leichten Neigen des Kopfes nahm sie das eingewickelte Bündchen in Empfang und legte es auf den Tisch. „Sie hätten sich deshalb nicht selbst bemühen sollen“, sagte sie. „Es wäre ja genug gewesen, wenn Sie es im Vorbeigehen dem Portier zur Weiterbeförderung übergeben hätten.“

Sie sah seinen Besuch damit offenbar als beendet an.

Aber Barthel, dessen Augen wieder mit leuchtender Bewunderung an ihrem Antlitz hingen, zögerte noch, sich zu entfernen. „Inwiefern — aber ich möchte bei dieser Gelegenheit gerne noch eine Frage an Sie richten, Fräulein Winter — eine gut gemeinte Frage, die Sie mir hoffentlich nicht veräben werden.“

„Da es, wie Sie sagen, eine gut gemeinte Frage sein soll, haben Sie doch nicht zu zögern.“

„Sie werden mich auch nicht an den Herrn Generaldirektor verrathen, nicht wahr? Denn er hatte mir ausdrücklich befohlen, es als eine vertrauliche Mittheilung zu behandeln — ich meine die Sache mit Ihrem beschlagnahmen Privatvermögen, für das Sie unglücklichweise keinen Besitztitel aufweisen können.“

Die Haltung der jungen Lehrerin war bei seinen letzten Worten noch kühler und abweisender geworden, als zuvor. „Was wünschen Sie mich in dieser Sache zu fragen, Herr Barthel?“

„Ich möchte Ihnen so gerne zur Wiedererlangung Ihres Eigentums behilflich sein; denn daran, daß es wirklich Ihr rechtmäßiges Eigentum ist, besteht für mich natürlich nicht der leiseste Zweifel. Wenn Sie mir nur irgend einen Fingerzeig geben könnten, einen ganz kleinen Wink, wie ich es anfangen soll, Ihnen —“

„Sie ließ ihn gar nicht zu Ende kommen. Ihre Absicht ist ebenso freundlich als das Vertrauen, das Sie in die Wahrheit meiner Worte setzen. Ich danke Ihnen dafür, aber ich bitte Sie, auf alle Bemühungen in meinem Interesse zu verzichten. So lange man meinen Bruder für einen Dieb hält, würde ich das Geld nicht einmal annehmen, auch wenn man es mir ohne weitere Beweise aus freien Stücken zurückgeben wollte.“

„Aber Sie können doch eine solche Summe nicht einfach verlieren geben. Der Generaldirektor hat mir selbst gesagt, daß die Gesellschaft seinen Anspruch darauf hätte. Ich kann Ihnen nur dringend empfehlen, sie mit allem Nachdruck zurückzufordern.“

„Sie werden mir erlauben, darüber meine eigene Meinung zu haben. Im übrigen verspreche ich Ihnen zu Ihrer Beruhigung gern, diesen Beweis Ihrer freundlichen Theilnahme als ein Geheimniß zu bewahren.“

„Ach das ist schließlich nicht so wichtig. Man könnte mich doch höchstens fortjagen, und das wäre das schlimmste noch nicht. Der Gedanke, daß Sie in Verlegenheit, vielleicht gar in Roth gerathen könnten, ist mir viel unerträglich.“

„Sie dürfen sich darüber beruhigen, Herr Barthel! Zwar hat man mit bereits nahegelegt, noch während der Ferien um meine Entlassung aus der bisherigen Stellung einzukommen; aber ich werde schon wieder eine Beschäftigung finden, die mich vor dem Verhungern schützt.“

Daß sie Vertrauen genug zu ihm hatte, ihm eine solche Mittheilung zu machen, steigerte seinen Muth. „Jedenfalls werden Sie immer einen Freund haben, Fräulein Winter, der zu Ihrem Wohlstand bereit ist“, versicherte er mit derselben vertraulichen Wärme, die ihr schon einmal eine gewisse Scheu vor ihm eingegeben hatte. „Wenn Sie mir nur gestatten wollten —“

„Es gibt nur einen einsamen Freundschaftsdiener, Herr Barthel“, fiel sie ihm rasch in die Rede, „den ich von Ihnen oder von sonst jemand annehmen dürfte. Und gerade diesen einen vermag mir, wie es scheint, niemand zu erweisen.“

„O, lassen Sie mir nur, was Sie meinen. Wenn es nicht von vornherein über Menschenkraft hinausgeht, werde ich es fertig bringen.“

„Aber es geht wohl über Menschenkraft. Helfen Sie mir dazu, der Welt die Schuldlosigkeit meines unglücklichen Bruders zu beweisen, und Sie werden mich auf ewig zu Ihrer dankbaren Schuldnerin gemacht haben.“

Er hatte wohl etwas ganz anderes erwartet; denn er fuhr bestürzt zusammen und suchte in flotternder Verlegenheit nach Worten.

„Das — ja, allerdings — das —“

„Das ist etwas Unmögliches — nicht wahr? — Nun, so lassen wir es also bei Ihrem guten Willen bewenden. Nehmen Sie noch einmal meinen Dank, Herr Barthel! Und entschuldigen Sie, wenn meine häuslichen Pflichten mich hindern, länger hier zu verweilen.“

Er hoffte, daß sie ihm wenigstens ihre Hand reichen würde; aber sie that

es nicht, und er mußte sich wieder mit einem leichten, verabschiedenden Kopfnicken begnügen. Aber er war dennoch zufrieden mit dem, was er durch diesen Besuch erreicht hatte. Jetzt waren die taufend Mark in ihrem Besitz, ohne daß er Gefahr lief, als der Sonderer entdeckt zu werden. Da es niemand gab, dem sie das Geld würde zurückstellen können, wenn sie es eines Tages in ihrem Schreibtisch entdeckte, würde ihr seine Meinung nach doch wohl nichts anderes übrig bleiben, als es zu behalten.

14. Kapitel.

Wolle zehn Tage hatte Frau Hermine Winter geduldig darauf gewartet, daß der Rechtsanwalt aus eigenem Antrieb seinen Besuch wiederholen würde. Denn es war ja unmöglich, daß er ihre kaum verschleierte Erklärung nicht verstanden haben sollte. Ihre weibliche Eitelkeit empörte sich gegen den Gedanken, der lödende Preis, den sie ihm für seine Unterstützung ihrer auf eine Geseheidung gerichteten Wünsche bezahlen, könnte etwa inwiefern allen Werth für ihn verloren haben.

Einmal hatte er sie ja heiß und aufrichtig geliebt, mit dem ganzen Feuer einer ersten schwärmerischen Liebe. So jung sie auch noch gewesen war, hatte sie es doch gemüth, lange bevor seine Lippen ihr schmeckten und zaghaft das Geheimniß seines Herzens gestanden. Denn sie war schon als Baschiff klüger gewesen, als es andere Mädchen mit zwanzig Jahren sind, und die ritterlichen Huldigungen des schönen jungen Offiziers, um die sie sich von all ihren Freundinnen heiß beneidet mußte, hatten sie mit einer stolzen Befriedigung erfüllt die sie damals wohl für wahre Gegenliebe gehalten haben mochte.

Am dem Tage, da er in ihres Vaters Haus gekommen war, um sich zu verabschieden, weil er in den Krieg gezogen, hatten der weibliche Entschluß und ein zufälliges Alleinsein die Erklärung herbeigeführt. Sie hatte unter heißen Thränen in seinen Armen gelegen, und ihre Lippen hatten sich nicht satt trinken können an seinem Munde. Glühende Gelübisse ewiger Liebe und Treue waren zwischen ihnen getauscht worden. Wenn sie auch übereingekommen waren, bis zur Beendigung des Feldzuges den Bund ihrer Herzen noch als ein süßes Geheimniß zu bewahren, waren sie doch wie Brautleute voneinander geschieden.

Sie würde ihm sicherlich die beschworene Treue gehalten haben, wenn er wiedergekommen wäre, wie sie es erträumt hatt, ruhmgetrönt, das Eisernen Kreuz auf der Brust, ein stolzer gefeierter Held in prägnanter Mannesgröße.

Aber der Himmel hatte es anders beschickset, und die Nachricht von seiner schmerzlichen Verwundung, die ihn nach dem Urtheil der Aerzte selbst im künftigen Fall für immer zum Krüppel machen mußte, hatte mit einem Schlag alle ihre sonnigen Zukunftsträume zerstört. Nur war es ihr nicht mehr schwer geworden, vor den Eltern und Freundinnen das Geheimniß jenes in der Trennungsstunde geschlossenen Herzensbundes zu bewahren; denn nun war es ja ihrem klugen, ehrgeliebten Köpfcchen so leicht zur unumstößlichen Gewissheit geworden, daß dieser Verlobung niemals eine Heirat folgen könne. Sie hatte versprochen, die Gattin eines glänzenden Offiziers zu werden, nicht aber die Krankenpflegerin eines verkrüppelten Invaliden. Kein unter falschen Voraussetzungen geleisteter Treueschwur konnte sie zwingen, sich zu einem Gegenstand des Mitleides zu erniedrigen für die, von denen sie hatte geteilt, bewundert oder beneidet werden sollte.

Es war ein schmerzlicher Bezirk gewesen, und ein paar Wochen lang hatte sie allnächtlich ihr Kopfweh mit bitteren Thränen gekheit. Aber das Herz war ihr doch nicht darüber gebrochen, und sie noch Hermann Schröder nach langen Krankenlager als geheilt aus dem Lazareth entlassen worden war, hatte sie es schon überwunden.

Während der ganzen Dauer seines Martyrium's hatte sie ihm nicht ein einziges Mal geschrieben. Als sie einander wieder Auge gegen Augen überstanden, mußten ihm ihr erster Blick, ihr erstes Wort offenbaren, daß sie von seiner Einsicht und seiner Ritterlichkeit erwarre, nie mehr an jene zärtliche Abschiedsstunde erinnern zu werden.

Und er war ganz so einsichtig und ritterlich gewesen, als sie es nach ihrer Kenntniß seines Charakters vorausgesehen hatte. Keine bittere Auspöhlung, kein anlagendes Wort hatten ihm auch nur einen einzigen Augenblick peinigender Verlegenheit bereitet. Er hatte es als etwas Selbstverständliches hingenommen, daß sie sich nicht mehr an die Versprechungen gebunden hielt, die sie vor Monaten einem kraftstrotzenden, blühenden Mann in hübscher, kleider Uniform, nicht einem bleichen, hinfälligen Krüppel im schlichten Zivilanzuge gemacht. Mit zurückhaltender Höflichkeit hatte er sie ergrüßt, und ebenso hatte er sich von ihr verabschiedet, wie sie damals mit einem Gefühl der Erleichterung geglaubt hatte — für immer.

Es war keine Lüge gewesen, wenn sie ihm neulich gesagt hatte, daß sie niemals anders als mit einem Gefühl der Beschämung an jene Stunde habe zurückdenken können. Aber die Be-

schämung war zur Reue doch erst geworden, als bald nachher die große Wandlung in ihrem Lebensschicksal erfolgt war, der jähre grausame Sturz aus den sonnigen Höhen des Reichtums und des üppigen Wohlstandes in die dunklen Tiefen der Noth und der Armuth. Damals hätte sie den Beschämten trotz seines betrüppelten Weines und seines einfachen bürgerlichen Redes so gerne zurückgerufen. Aber er war fort. Und selbst wenn sie seinen Aufenthalt gekannt hätte, wäre sie doch wohl zu stolz gewesen, dem Verlangen ihres Herzens nachzugeben. In einem Zustande unaufrichtiger Verzweiflung hatte sie ein paar Monate hindurch den Kampf mit dem feindlichen Leben geführt, um sich dem ersten Besten zu eigen zu geben, der ihr versprach, sie aus dem Jammer ihrer armenigen Existenz zu erlösen.

Aber sie hatte nicht aufgehört, mit der Sehnsucht des unbefriedigten Weibes an den Mann zu denken, in dem sie einst das verkörperte Ideal ihrer Mädchenträume gesehen. Als dann Hermann Schröder unvermuthet eines Tages wieder auf ihrem Lebenswege erschienen war, als ihr kürzlichster Gatte selbst ihn ihr zugeführt hatte, sich mit einfältiger Freude an der Unterhaltung der beiden weidend, da hatte sie fogleich alle Ränke weiblicher Klugheit aufgehoben, um ihn zu halten. Was vor Jahren vielleicht nicht anders als die eitle Laune eines verirrten und thörichten Mädchens gewesen war, jetzt war es wieder aufgeklummt als eine grobe, verzehrende Leidenschaft, die um so vollständiger von ihr Besitz ergriffen hatte, je mehr sie ihre ganze Selbstbeherrschung zu Hilfe rufen mußte, um sie nicht nur vor ihrem ahnungslosen Gatten, sondern auch vor dem Gegenstand ihrer heißen, süßigen Wünsche zu verbergen.

Sie hatte nichts Sträfliches gethan; aber ihre Gedanken waren sträflich gewesen von der ersten Stunde an. Seit dem Tage, an dem sie aus dem Munde des Arztes erfahren hatte, daß ihr Mann ein hoffnungsloser Kranker sei, da war ihr stilles Sehnen zu wildem, verbrecherischem Verlangen geworden, und sie hatte eine jauchzende Freude empfunden bei dem Gedanken, daß sie vielleicht bald wieder frei sein würde und die unumstößliche Herrin über ihre Person.

Wohl war sie schon damals wankend geworden in ihrer anfänglichen Zuversicht, daß auch Hermann Schröder noch immer die alten Gefühle für sie im Herzen hegen müsse. Sein Benehmen gegen Martha, das sie mit den schärfen Augen der Eifersucht beobachtet, hatte sie mehr und mehr beunruhigt und aufgeregt. Aber sie hatte ihre Befürchtungen immer wieder beschwichtigt mit der Erwägung, daß er ihre Schwägerin wohl nur darum auszeichnete, weil er seinen häufigen Besuchen im Winterischen Hause damit eine gewisse Erklärung geben und sie selbst feinfühlig vor aller üblen Nachrede bewahren wollte. Sie brauchte ja nur in den Spiegel zu sehen, um sich zu vergewissern, daß sie noch nicht von den Reizen eingegeben hatte, die ihr einst gefehelt — daß sie einen reifen Manne heute sogar noch schöner und begehrenswerther erschienen mußte, als sie damals in ihrer trostlosen Jünglingszeit dem schwärmerischen Jüngling erschienen war. Einzig seine strenge Ehrenhaftigkeit und seine Fracht, auch nur in Gedanken zum Verräther an dem Vertrauen des Freundes zu werden, hatten ihn ihrer Meinung nach so zurückhaltend werden lassen gegen sie und so zurückkommend gegen ihre Schwägerin.

Aber sie hatte dessenungeachtet Martha die Besorgnis nicht versiehn, deren sie sich erstehen durfte.

Datte sie von vornherein trotz ihres herzlichsten und liebendsten Entgegenkommens eine gewisse gewisse instinktive Abneigung gegen die Schwägerin ihres Gatten gefühlt, so hatte sich diese Empfindung jetzt noch und nach zu wirklichem Haß gesteigert. Seit der Stunde, in der sie vom Fenster aus die vertrauliche Verabschiedung der beiden beobachtet hatte, war es ihr zur Gewissheit geworden, daß sie kein Wesen auf Erden gleichmachen verabscheue wie ihre Schwägerin. Sie nannte sie in ihrem Herzen eine falsche, kokette Person, die mit großem Geschick die Augenbringein zu heucheln wisse, während sie in Wahrheit alle weiblichen Verführungskünste aufsetzt, um den Rechtsanwalt in ihre Netz zu locken. Sie nahm sich in jener Stunde vor, ihre vermeintlichen Absichten zu durchsetzen um jeden Preis. Was sie Hermann Schröder von einem entscheidenden Liebesverhältniß zwischen ihrem Bruder und Martha gesagt oder angedeutet hatte, war die erste praktische Betätigung dieses Vorzuges gewesen. Und sie hatte zufrieden sein dürfen mit dem dadurch erzielten Erfolge.

Der innig theilnehmende Brief, den ihr der Rechtsanwalt nach dem Betantrivenden der Katastrophe geschrieben, war ihr als eine beglückende Bestätigung ihrer feindsüchtigen Hoffnungen erschienen. Als sie ihn dann ein paar Tage später von seinem Besuch gebeten hatte, war es in der bestimmten Absicht gewesen, eine Erklärung herbeizuführen, die über ihre Zukunft entschied. An der geeigneten Einleitung dazu hatte sie es wahrlich nicht fehlen lassen. Und noch immer hielt sie sich überzeugt, daß es ihr in jener Stunde gelungen sein würde, seine allzu garten Geistesstrudel zum

Schweigen zu bringen, wenn es nicht wieder das Dazwischentreten jener verhassten Person gewesen wäre, daß ihre Absichten durchkreuzte. Unter allen Qualen der Eifersucht hatte sie beobachtet müssen, daß Martha unerbittlich noch immer eine gewisse Macht über ihn besaß, obwohl er nach ihren Andeutungen glauben mußte, daß ihre Liebe einem anderen gehöre. Und mehr noch als bisher hatte sie seitdem in der Schwägerin ihre Tölpelindin gesehen.

Aber sie war trotz jener Wahrnehmung weit davon entfernt, ihre Wünsche zu erstickern oder ihre Hoffnungen zu begraben. Von Tag zu Tag wartete sie auf das Wiedererscheinen des Rechtsanwalts, der, wie sie meinte, wohl nur eine schickliche Zeit verstreichen lassen wollte, ehe er seinen Besuch bei der verlassenen Frau wiederholte. Und nun, als er auch nach Verlauf von zehn Tagen noch immer nicht gekommen war, nun sagte sie den Entschluß, dem Zögernden noch einmal beifällig zu sein und diesen aufreizenden Worten ein Ende zu machen, wäre es auch ein wenig auf Kosten ihrer weiblichen Würde.

Sie schrieb ihm einen Brief, der an Klarheit und Verständlichkeit nichts mehr zu wünschen übrig ließ. Sie wiederholte, daß sie unwillkürlich entschlossen sei, ihre Geseidung von dem ohne Liebe geheirateten Manne herbeizuführen, und sie bat ihn, wenn nicht ihr offizieller Rechtsbeistand, so doch wenigstens ihr Freund und Rathgeber zu sein, da sie zu keinem Menschen auf Erden Vertrauen habe als zu ihm, und da sie die unglücklichste aller Frauen sein würde, wenn er es über sich gewänne, sie jetzt zu verlassen. Für den nächsten Tag schon wünschte sie seinen Besuch; denn es sei ihr unmöglich, diesen Zustand länger zu ertragen, ohne der Verzweiflung und dem Wahnsinn zu verfallen.

Sie zählte die Viertelstunden bis zu dem Augenblick, wo seine Antwort eintriefen konnte. Und er mußte in der That seine Erwidernng unmittelbar nach dem Empfang ihres Schreibens abgefaßt haben. Denn fast noch schneller als sie erhofft hatte, brachte ihr der Postbote seinen Brief.

Aber es war ein Brief, der die schwerste Enttäuschung ihres Lebens in sich schloß und der mit der Wucht eines vernichtenden Schlags auf sie wirkte. Denn bei aller Schonung und Liebenswürdigkeit in der äußeren Form bedeutete er nichts anderes als eine klare, bündige Abgabe von un zweideutiger Bestimmtheit. Er mußte zu seinem Bedauern darauf verzichten, schrieb Hermann Schröder, ihr in eigener Person den gewünschten Beistand zu leisten, denn abgesehen davon, daß er ihren Entschluß nicht billigen könne, gäbe es für ihn eine Anzahl triftiger Gründe, die es ihm verbot. Es sei ihm nie in den Sinn gekommen, ihr aus der Vergangenheit einen Vorwurf zu machen, denn schon bei seiner Rückkehr nach Breslau sei die Vergangenheit todt für ihn und abgethan gewesen, wie wenn sie überhaup nicht existirt hätte. Aber das Todte lasse sich auch nicht zu neuem Leben erwecken. Er würde sich eines schweren Unrechts schuldig machen, wenn er in dieser Hinsicht irgend ein Nichtverständnis aufkommen ließe. Nicht unter dem Einfluß der Erinnerung an das, was einst zwischen ihnen geschehen sei, sondern als der auf die richtige Freund und Gatten — und nur als dieser — habe er geglaubt, ihr seine Unterstützung in ihrer gegenwärtigen besorgenswerthen Lage anbieten zu dürfen. Mit dem Augenblicke aber, da er zu seiner schmerzlichen Ueberzeugung bei ihr auf eine von der feindlichen so weit abweichende Auffassung gestoßen sei, müsse er es als ein unabwendbares Gebot der Ehre ansehen, dieses Anerbieten zurückzuziehen, soweit es einen persönlichen Verkehr zur Voraussetzung habe. In allem und jedem, was er ohne einen solchen Verkehr für sie thun könne und ohne daß es sich dabei um seine

mittelbare oder unmittelbare Mitwirkung in ihrer Geseidungsangelegenheit handelte, dürfe sie nach wie vor unbedingt auf ihn zählen, und er bitte sie, ganz über ihn zu verfügen.

Wie einen grausamen, schneidenden Hohn hatte Hermine diese letzte Versicherung und die am Schluffe hinzugefügte Empfehlung eines anderen, durchaus vertrauenswürdigem Anwalts empfunden. Sie mußte den unbormberzigen Brief zum zweiten und dritten Male lesen, ehe sie vollkommen begriffen hatte, daß er wirklich das Ende ihrer Hoffnungen bedeuete. Denn hier gab es keine Möglichkeit einer Täuschung mehr, keine Unklarheit und Zweideutigkeit, an die sie sich in eitlem Selbstbetrug noch einmal hätte klammern können. Es war dem Schreiber ganz unerkennbar darum zu thun gewesen, ihr nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für alle Zukunft jede Illusion zu nehmen, die sich für sie an seine Person geknüpft hatte. Sie hätte geradezu verbittet sein müssen, um diese Absicht nicht zu durchschauen.

„Er liebt mich nicht mehr“, sagte sie sich mit jenem bitteren, bohrenden Schmerz, den solche Erkenntniß immer für ein verschmähltes Weib bedeutet. „Denn das ist nicht die Sprache des allzu ängstlichen Ehrgefühls und der übertriebenen Geisnhaftigkeit, sondern es ist die Sprache der Gleichgültigkeit. Ich habe mich ihm angeboten, und er weist mich zurück — nicht, weil ich noch immer das Weib seines fogenannten Freundes bin, sondern weil ich ihm nichts mehr bedeute.“

Sie jerrsch den Brief zu Boden und warf sich in grenzenlosem Jammer über das Sofa hin. Aber die Thränen, die sie brennend heiß auf ihren Wangen süßte, waren noch mehr Thänen der Wuth als des Schmerzes. Denn für ihre Frauenlogik gab es hier nur eine einzige Erklärung: Er liebt mich nicht mehr, weil sein Herz einer anderen gehört — und diese andere ist Martha! Sie allein hat ihn mir gestohlen. Sie wird triumphiren, während ich unter der Last meiner doppelten Schmach erliegen.

Wenn Herrliche Wünsche die Macht hätten, einen Menschen zu töten, so würde die junge Lehrerin diese Stunde schwerlich überlebt haben. Und wenn ein böies Ungefaßer sie gerade jetzt in das Zimmer ihrer Schwägerin geführt hätte, so wäre ihr von der bis zu Wahnsinn aufgeregten Frau sicherlich eine furchtbare Scene bereitet worden. Aber sie war glücklicherweise ausgegangen, und als sie nach Verlauf von Stunden heimkehrte, hatte Hermine Zeit genug gehabt, wenigstens äußerlich ihre Fassung wieder zu gewinnen.

Ihre Empfindungen hatten inwiefern noch nichts an leidenschaftlicher Heftigkeit eingebüßt; doch nur die sößliche Blicke ihres Antlitzes und die nervöse Unruhe ihrer Bewegungen hatten vielleicht einem scharfschauenden Menschenkenner den Zustand ihres Innern verrathen. Sie wollte sich beruhigen, damit die verhasste Nebenbuhlerin nicht zu allem andern auch noch Gelegenheit habe, sich an ihrem ohnmächtigen Jörn über die erlittene Demüthigung zu weiden, denn vielleicht wußte sie alles. Vielleicht hatte sie Hermann Schröder längst darüber aufbelehrt, daß jene Anspielungen Hermine's auf ein Liebesverhältniß mit ihrem Bruder eitel Verleumdung gewesen waren. Während sie sich noch in den feinsten Hoffnungen gewiegt hatte, waren die beiden bereits im besten Einvernehmen miteinander gewesen und hatten nur noch ein wenig Komödie gespielt, um sie zu täuschen.

(Fortsetzung folgt.)

Einem Artikel der London Truth zufolge wird Amerika in 20 Jahren die größte Nation der Welt sein. Und welche Nation ist jetzt die größte, etwa die, des Mr. John Bull?

In der Verlegenheit.



„Wie kommen Sie dazu, meine Tochter zu küssen?“ „Entschuldigen Sie, ich habe heute so 'was Sauerres gegessen!“